

**Zeitschrift:** Schaffhauser Beiträge zur vaterländischen Geschichte  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Schaffhausen  
**Band:** 41 (1964)

**Artikel:** Der Kampf um die Nationalität Johannes von Müllers : Johannes von Müllers Briefe an Christian Gottlob Heyne  
**Autor:** Schib, Karl  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-841273>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 25.11.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Der Kampf um die Nationalität Johannes von Müllers

Johannes von Müllers Briefe an Christian Gottlob Heyne

1781—1788

Von Karl Schib

Von seiner Studienzeit in Göttingen her (1769—1771) bis zu seinem Tode war Müller mit dem Göttinger Altphilologen Heyne freundschaftlich verbunden. Der Briefwechsel der beiden erstreckt sich denn auch ohne längere Unterbrüche von 1772 bis 1809. Der Umstand, dass die meisten Briefe Heynes an Müller in die Sammlung von Maurer-Constant aufgenommen wurden, trug dazu bei, dass sie von der Müller-Forschung häufiger benützt wurden als die grösstenteils ungedruckt gebliebenen Briefe Müllers<sup>1</sup>. Die Briefe Müllers an Heyne von 1781—1788 gehören zu den bedeutsamsten dieser Jahre. Das äussere Erleben hat seinen Niederschlag in manchen andern Dokumenten der Zeit gefunden<sup>2</sup>. Nirgends aber hat

---

<sup>1</sup> MAURER-CONSTANT, *Briefe an Johann von Müller*, Bd. 2, S. 1—240 (zit. Maurer-Constant). — Johann Georg, der Herausgeber der Sämtlichen Werke, nahm nur vereinzelte Briefe seines Bruders an Heyne in seine Ausgabe auf; 17 Briefe der Jahre 1808/9 druckte er auszugsweise in Band XVIII, S. 53—67 ab. Heyne, so bemerkte Johann Georg in einer Anmerkung S. 55, habe ihm diese Briefe übersandt; sie liegen heute in der Stadtbibliothek Schaffhausen (Müll. 98). Die 28 Originalbriefe Müllers, auf die wir hier hinweisen möchten, befanden sich vermutlich zu dieser Zeit nicht mehr in Heynes Besitz; sie liegen heute in der Universitätsbibliothek Leipzig. Für die Herstellung von Photokopien bin ich Herrn Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Johannes Müller zu grossem Dank verpflichtet.

<sup>2</sup> Vgl. KARL HENKING, *Johannes von Müller*, Bd. 2, S. 58 ff. (zit. Henking) und die Briefe Müllers an Gleim, Dohm und Sömmering: *Sämtliche Werke VI*, S. 198 ff. (zit. SW).

Müller das innere Erleben dieser entscheidenden Jahre so offen dargelegt wie in den Briefen an Heyne.

Am 13. September 1780 verliess Müller die Heimat, um in Deutschland sein Glück zu suchen. Der in diesem Jahre erschienene erste Band seiner Schweizergeschichte hatte eine so gute Aufnahme gefunden, dass ihm kein Ziel zu hoch gesteckt vorkam, und so hoffte er denn nichts Geringeres als eine Anstellung am Hofe Friedrichs des Grossen zu erhalten. Aber die Audienz vom 11. Februar 1781 endete mit einer Enttäuschung; Müller musste froh sein, am bescheidenen Kasseler Hofe beim Landgrafen Friedrich II. eine Anstellung zu finden. Vom 26. Mai 1781 an wirkte er dann als Professor für Geschichte am Collegium Carolinum in Kassel. Trotz allem war sich Müller bewusst, am Wendepunkt seiner Laufbahn zu stehen.

Während sechs Jahren hatte er in der Westschweiz im engsten Kontakt mit der französischen Geisteswelt gelebt<sup>3</sup>. Nun gewann Heyne seinen Freund für die Mitarbeit an den «Göttingischen Anzeigen». Müller lieferte hochgeschätzte Rezensionen, sprach sich schon in seinen Briefen an Heyne über die zu besprechenden Bücher aus und war begeistert über seine Begegnung mit der deutschen Literatur. Aufsehen erregte Müllers Besprechung der ersten Ausgabe des Nibelungenliedes<sup>4</sup>; Heyne drückte Müller seine Zufriedenheit aus und dieser äusserte sich in seiner Antwort vom 24. Februar 1783 über die Grundsätze seines Rezensierens: Wie ich die Ausgabe der Nibelungen beurteilt habe, «so würde ich meine eigenen Schriften rezensiren, wenn ich müsste: denn (und niemand wird es besser begreifen unter allen Gelehrten, als eben Sie) das Hauptvergnügen, die höchste Belohnung unserer Studien ist endlich die Entdeckung der

---

<sup>3</sup> Müller lernte unter Anleitung seines Freundes, Karl Viktor von Bonstetten, Französisch und beherrschte diese Sprache schliesslich so vollständig, dass später die irrige Meinung aufkommen konnte, er sei von Jugend auf zweisprachig gewesen. «Französisch verstehe und lese ich», schrieb Müller am 29. Mai 1773 noch von Schaffhausen aus an Bonstetten, «dies ist meine liebste Sprache; aber ich spreche und schreibe sie noch so teuflisch, dass ich sie bloss mit Fremden rede, die sonst keine sprechen, indess ist meine meiste Lectür französisch». Er sei für das Französische ganz eingenommen, schreibt er etwas später, «die Sprache des cultivierten Menschengeschlechtes», die «mit dem pli meines Charakters so gut zustimmt». SW XIII. S. 8 ff. Müller sprach auch davon, die Schweizergeschichte französisch zu schreiben; wenn er den «Auswärtigen» bekannt werden wolle, müsse er «nicht in der teutschen, sondern in der Europäer Sprache schreiben». SW XIII. S. 25 f. Vgl. auch MARIE-L. HERKING, *Charles-Victor de Bonstetten 1745–1832*. S. 95 f. und HENKING I. S. 151.

<sup>4</sup> Diese Besprechung ist wieder abgedruckt in SW X. S. 45 ff.

Wahrheit: ob wir sie in unsern oder andern Schriften antreffen, ist gleichgültig, da wir nicht unsere Papiere in die Ewigkeit nehmen, sondern unsere Begriffe: dass also die eigenliebige Partheylichkeit nur solchen zukömt, welche die Wissenschaften weniger um ihrer selbst willen lieben, als um damit Fortun zu machen».

Müller war von der ersten Begegnung mit der deutschen Wissenschaft befriedigt; aber seine Stellung in Kassel war in finanzieller Hinsicht ungenügend und zudem hing sie nach seiner Meinung ganz von Ernst von Schlieffen, dem landgräflichen Minister, ab, der Müller zwar freundschaftlich verbunden war, aber als einziges Band doch nicht Sicherheit genug zu bieten schien. Gesundheitliche Störungen und kleinere Enttäuschungen blieben nicht aus, so dass Müller auf seine Genfer Jahre zurückblickend ausrief: «La Germanie ne me convient pas! Il y a quelques particuliers aimables, mais généralement il y a peu de goût, peu de vrai amour pour les lettres, parce qu'on n'est pas sensible...<sup>5)</sup>»

Wie Müller mit dem Problem «deutsch—welsch» rang, zeigte seine Aeusserung gegenüber Nicolai aus diesen Tagen: Er schrieb von seinem ungenügenden Einkommen und seinem Gesuch an den Landgrafen, ihm eine andere Stelle zu verschaffen und fuhr dann fort: «Obwohl er dieses noch nicht versagt, auch der Herr von Schlieffen hiezu mit edler Freundschaftlichkeit alles thut, weiss ich doch nicht, ob es mir nicht schaden wird, ein Teutscher und nicht ein Welscher zu seyn<sup>6)</sup>.»

Im Frühling 1783 bat er um die Bewilligung eines viermonatigen Urlaubs, und nach dessen Ablauf reichte er von Genf aus sein Entlassungsgesuch ein (31. Juli 1783). Müller war der Einladung von Staatsrat Jacques Tronchin gefolgt, in dessen Familie er als Hauslehrer gedient hatte. Nun setzte ein eigentlicher Kampf um Müllers Nationalität ein. Am 28. Oktober 1783 beteuerte er in einem Briefe an Heyne, er wünsche nichts mehr als ihm und der deutschen Literatur treu zu bleiben; «denn obwohl ich bis auf den Tod meines alten und oft kranken Freundes hier bleibe, bin ich fest entschlossen, in keiner andern als der teutschen Sprache zu schreiben und wünsche daher gar sehr, denen, welche Teutschland vor andern Ländern gelehrten Ruhm geben, besonders aber Ihnen (erlauben Sie mir dieses nur diesmal) dem einigen berühmten teutschen Gelehrten,

---

<sup>5</sup> Brief an Bonstetten vom 14. September 1782 (SW XIV. S. 307).

<sup>6</sup> SW XVI. S. 188. Brief vom 1. September 1782.

dessen Freundschaft mir unschätzbar ist und mit welchem ich in lebenslänglicher Verbindung seyn möchte, nahezu bleiben».

Nach der Schilderung seines Tageslaufes, der ihm neben Vorlesungen und Gesprächen mit dem alten Tronchin keinerlei Möglichkeiten zu wissenschaftlicher Arbeit mehr lässt, fährt Müller in einem Briefe vom 4. April 1784 klagend fort: «Noch ein Wort von der Litteratur unserer Gegend. Alles wird von der Naturhistorie verschlungen; in andern ist einer zu früh der erste, um viel zu werden; die Arbeitslust wird von der Liebe des Vergnügens verdrungen (!); die Reichtümer vergiften die Sitten und hiedurch wird alles entnervt. Man hört viel trauriges Raisoniren ohne Kenntniss. Der Wiz gewinnt auf Unkosten der Seele. Die Regierungsformen sind wol gut an sich; aber was werden solche Menschen aus denselben machen? Alles dieses ist in gleicher und grösserer Stärke vom ganzen Süden wahr; besonders eilen die Republiken ihrer fatalen Stunde gar unbändig zu. Die Teutschen könnten grosse Dinge thun und lehren; mir deucht, wenigstens nach der Schwächung der andern zu urtheilen, ihre grosse Zeit bricht an. Was dieses nicht für die Bildung alles dessen, was der teutschen Litteratur noch fehlen mag, für Muth gibt! Glücklich Sie! Sie lehren und leiten die aufblühende und künftige Welt!»

Im Oktober 1784 kam es zum Bruch mit Tronchin; Müller fand Aufnahme bei Bonstetten im Landhause Valeyres bei Yverdon und berichtete Heyne darüber am 12. November: Nur mit grösstem Bedauern könne er auf seinen Genfer Aufenthalt zurückblicken, habe er doch seit seiner Abreise aus Kassel «nicht mehr Musse gefunden als um ohngefähr acht Seiten» der Schweizergeschichte zu schreiben. Einen Augenblick habe er daran gedacht, nach Leipzig überzusiedeln, um in der Nähe der Buchdruckerei arbeiten zu können; Bonstetten habe ihn davon abgehalten und ihm sein Landhaus zur Verfügung gestellt. «In dieser Einsiedeley schreibe ich den ganzen Tag die Geschichte meiner Nation; denn aus vielen Gründen scheint mir und meinen Freunden die baldige Bekanntmachung derselben wichtig für das Beste des gemeinen Wesens und (weil es nun doch zu klar geworden, dass die Fortsetzung meiner bisherigen Lebensart in Genf mir schädlicher seyn würde als nützlich) so ist mir auch daran gelegen, durch eine wichtige Arbeit mich dem Angedenken des teutschen Publicums wider aufzufrischen.» Müller bedauerte, die Stelle in Kassel verlassen zu haben und er zweifelte daran, ob irgend ein anderer Fürst ihn berufen werde. «Wenn Ihnen jetzt oder wenn je Ihnen ein Rath beyfiele, mein theuerster Herr

und Freund, so seyn Sie doch so gütig, mir davon zu schreiben; ich sehe lauter Schwierigkeiten und keine Aussicht. Es wird Ihnen bekannt seyn, dass in keiner schweizerischen Stadt jemals ein Ausländer etwas bekömt; in Genf ist vor 40 Jahren Daniel Bernoulli<sup>7</sup> nicht angenommen worden, und es würde ihm noch ebenso gehen; in meiner Vaterstadt aber sind keine litterarischen Stellen, wovon möglich wäre zu leben. In Teutschland, wo ich der Sprache wegen am liebsten seyn möchte, kenne ich drey Arten: Professorstellen, welche aber gemeiniglich schlecht besoldet werden, auf dass der Professor desto mehr Collegien lesen müsse (ich nenne diejenige Besoldung schlecht, bey der ein Professor nicht leben kan); Bibliothecariate und (aber nur zu Berlin) Academistellen. Das Unglück ist nur, dass ich eher weiss was da ist, als wie man dazu kömt, weil ich immer so ganz für die Litteratur gelebt habe, dass mir alle Correspondenz fehlt: wie würde ich z. B. dazu kommen, dass ich bey Erledigung einer Bibliothecarstelle dem Fürsten oder Curator genant würde; ich mag mich umsehen, wie ich will, wenn die Vorsehung das Vergnügen, mir zu helfen, etwa nicht Ihnen vorbehalten, so weiss ich nicht, wer mich nennen könnte. Ich habe noch weit weniger Bekanntschaft in Polen und Russland, wo sonst nun theils academische Anstalten gemacht werden, theils den vorigen an Männern fehlt; ich wüsste schlechterdings nicht, an wen ich mich wenden könnte.» Heyne äusserte sich am 13. Februar 1785 ermunternd über Müllers Vorsatz, in der Einsamkeit an der Schweizergeschichte zu arbeiten: «Gesellschaftszerstreuungen sind der Tod für jeden fähigen und thätigen Kopf. In Genf sind Sie für Sich und für die Welt verloren . . . Auch jetzt bleibt noch der einzige Punkt, den Sie in den Augen behalten müssen: wie Sie wieder nach Deutschland verpflanzt werden können. Für diesen Boden allein sind Sie gemacht; aber kein anderer Weg ist dazu, als Sie müssen Sich von Ferne wieder Deutschland nähern und vor allen Dingen als Schriftsteller wieder auftreten<sup>8</sup>.» Nebenbei erwähnte Heyne das Freiwerden einer Bibliothekarstelle in Mainz, und am 11. Oktober beruhigte er Müller erneut in bezug auf die Möglichkeit einer Anstellung: «Für einen künftigen sicheren Platz lassen Sie Sich nicht bange seyn; er wird, er muss sich finden»; mit Ungeduld erwarte er die Fortsetzung der Schweizergeschichte. «Ich könnte kaum mehr Antheil an der

---

<sup>7</sup> Daniel Bernoulli (1700—1782) Mathematiker und Naturforscher, wirkte in St. Petersburg und in Basel.

<sup>8</sup> MAURER-CONSTANT II. S. 18 f.

Erscheinung des Werkes nehmen, wenn ich selbst Verfasser wäre.» Müller schilderte in seiner Antwort vom 29. Oktober die Schwierigkeiten der Quellenbeschaffung; «dazu kömt, was ich Herrn Schlözer nicht sagen möchte, nämlich, dass man alle Augenblicke den Fuss anstösst, bald an verhasster, bald an gefährlicher Wahrheit und man hier eine Familie, dort einen Canton, hier Oesterreich, dort Paris der Pflicht freyer Wahrheit widerstrebend findet; mit letztern beyden liesse sich zwar noch alle Zeit am ehesten thun; die erstern bringen in mehr Verlegenheit».

Müller war von seinem Genfer Wohltäter und Freund Bonnet<sup>9</sup> gebeten worden, ihm bei der Transkription der schwer lesbaren Briefe Albrecht von Hallers behilflich zu sein. Auf die Publikation aber wurde schliesslich verzichtet, weil Hallers Sohn wegen des peinlichen Inhalts vieler Briefe um den guten Ruf des berühmten Vaters besorgt war. Müller teilte Heyne den bei der Lektüre der Briefe gewonnenen Eindruck mit: «In den Hallerschen Briefen sieht man ernstlich den auf das kleinste Autors- oder Entdeckers-Rühmchen so eifersüchtigen Mann, als immer Voltaire gewesen seyn mag; beynahe Unversönlichkeit, wo das geringste Blätchen seines Lorbeers in der anscheinenden Absicht, es krümmen zu wollen, von jemand berührt war; übertriebene Klagen über ganz wohl erträgliche Glücksumstände; die Religion übel verstanden und also ohne Würkung; bitterer Hass nicht nur der Ungläubigen, sondern auch der Katholischen; Trostlosigkeit, wo er Trost am allermeisten bedurfte; ein finsternes Ende; bald möchte ich sagen, die kleine Seele des viel umfassenden Genies.» Das war Müllers Bild von Albrecht von Haller, einer der Leuchten der Heimat. Von Genf, versicherte Müller Heyne, sei er jetzt «ganz los». In dieser Stimmung tauchte die Bibliothekarstelle in Mainz als Möglichkeit auf.

Die Mainzer Stelle, so schrieb Müller am 29. Oktober 1785, «wäre mir sehr angenehm: Mainz ist 1. in Deutschland, 2. unter freundlichem Himmel, 3. hätte ich Bücher, wol zumal in meinem Fach, diplomatische, Scriptorum, 4. würde ich als derjenige welcher, obwol Protestant, in den ‚Reisen der Päpste 1782‘ die Hierarchie verteidigte (und wahrhaftig von Herzensgrund ihre Beybehaltung in der teutschen Reichs-Verfassung aus mehreren Rücksichten, zumal weil bey dem Fortgang des militärischen Despotismus, so schön der auch in Staatsanzeigen figurirt, die Rechte aller geistlichen und weltlichen Herren als unentbehrliche Mittelmacht heilig seyn sollen) manches

---

<sup>9</sup> Charles Bonnet (1720—1793), Genfer Naturforscher.

Vorurtheil weniger gegen mich haben; 5. wäre es doch wider Ein Standort im Bezirk der teutschen Gelehrtenrepublik». Müller bat Heyne, bei der kurfürstlichen Regierung in Mainz ein gutes Wort für ihn einzulegen.

Aber nun schien es Bonstetten doch noch zu gelingen, seinen Jugendfreund dem Vaterlande zu erhalten. Auf seine Veranlassung übernahm Müller im Spätherbst 1785 in Bern Vorlesungen über allgemeine Geschichte, die in der patrizischen Gesellschaft sehr gut aufgenommen wurden. Darüber hinaus plante Bonstetten eine Umgestaltung der Berner Akademie, die vor allem durch die Errichtung eines politischen Instituts zur Heranbildung von Beamten und Offizieren ergänzt werden sollte<sup>10</sup>. Als Professor für vaterländische Geschichte sollte Müller angestellt werden. Heyne wurde wegen der Schulreform um Rat gefragt und Müller rühmte seine Meinungsäusserung<sup>11</sup>: «Wegen der Schulanstalten sind Ihre Gedanken erstlich vortrefflich, zum andern eben die, welche hier nicht genugsam gepredigt werden können. Das goldene festina lente ist gar zu schwer für die hochgebildeten Herren, welche aber deswegen schon lang ohne Erfolg an ihren Schulreformen zimmern, weil sie alle Knoten so wie den gordischen lösen möchten und vor Ungeduld alles liegen lassen, wenn die Erndte nicht vor ihnen goldgelb dasteht am andern Morgen nach der Saat.» Müller verfolgte die Bemühungen Bonstettens mit gedämpftem Optimismus. «Glücklicherweise», so schrieb er, «ist nicht von Stellen die Rede, die gross genug wären für Patricier; sonst müsste man aufgeben.» Bedenklich stimmte ihn der Umstand, dass die Berner Bibliothek «in scheusslicher Unordnung und fast unglaublicher Mangelhaftigkeit geblieben» sei. Hemmend wirke sich auch die «allzu vortheilhafte Meinung der protestantischen Städte von ihrer vorzüglichen Aufklärung» aus, die «viele Triebfedern des Guten» abspanne. Vom Uebel war nach Müllers Meinung auch das Ueberhandnehmen der Naturwissenschaft: «Die Naturhistorie hat manche zum Fleiss geneigte Jünglinge verdorben, weil sie ohne Philologie und all ihr Gefolge so leicht auf den Flügelchen irgend eines ausstudirten Insects sich hinauf neben Réaumur, ja über ihn zu schwingen hofften. Die englische Litteratur, die einen gewissen hohen Sinn giebt, auch die auflebende Liebe des Teutschen, welche vaterländisch macht, diese zwei Sachen helfen ein wenig und halten

---

<sup>10</sup> Vgl. FRIEDRICH HAAG, *Beiträge zur Bernischen Schul- und Kulturgeschichte*, Bern 1900.

<sup>11</sup> MAURER-CONSTANT II. S. 21 ff.



vom Fall zurück, bis einst irgend eine politische Gefahr den Character wider ermannt und Noth arbeiten lehrt<sup>12</sup>.»

Müllers Bedenken waren nur zu begründet; die Berner Schulreform kam nicht vom Fleck. Anerkennung im Vaterlande zu finden, schien unmöglich zu sein. In einem Briefe vom 28. September 1785 hatte Müller Heyne gebeten, ihm die Besprechung des zweiten Bandes von Dr. Hirzels Buch über den philosophischen Bauern zu übertragen<sup>13</sup>. «Der Doctor, würclich ein Mann von Verdiensten und vielen treflichen Eigenschaften, wird, wie es alten Gelehrten oft geht, izt von gewissen Leuten, die ihm nicht gleichkommen, verkannt, und ich habe nicht undeutlich gesehen, dass er wünschte und es in der That billig und nüzlich wäre, bey diesem Anlass zu zeigen, wie das Ausland von ihm denkt. Ueberhaupt muss Deutschland uns allezeit sagen, was wir von unsern Schriftstellern halten müssen; es wird mir mit meiner Geschichte ebenso gehen; ja ich habe es am ersten Theil bereits erfahren.» Heyne setzte seine Bemühungen, Müller für Deutschland zu gewinnen, ohne Unterlass fort; es sei ihm für «den helvetischen Geschichtschreiber, der in der Schweiz lebte, immer bange gewesen», schrieb er am 9. November 1785; «auch deswegen wünsche ich Sie von dort weg».

Dank der Empfehlung Heynes und anderer erhielt Müller die Bibliothekarstelle in Mainz. Am 20. Januar 1786 hielt er in Bern seine Abschiedsrede<sup>14</sup>. In einem Briefe an Heyne vom 11. Februar berichtete Müller darüber: Als die Nachricht von seinem Wegzug sich verbreitete, schien sie alle Zuhörer der Vorlesungen zu betrüben; «diese Empfindung zeigte sich am allernachdrücklichsten, als ich an dem vorlezten Tag meines Aufenthaltes in der lezten Vorlesung den Faden der Geschichte brach und in den Ton, welchen tiefes Gefühl mir eingab, von der gegenwärtigen Crise der öffentlichen Angelegenheiten, von den Gefahren des Vaterlandes, von unserm unverantwortlichen Schlummer und von den *gewiss möglichen* Mitteln handelte, demselben diejenige Stärke und Würde wider zu geben, wozu es durch den Character der Nation und Verfassung, die physische Lage, Menge des Volkes und Summe der Ein-

---

<sup>12</sup> Vier Tage vor diesem Brief an Heyne, am 25. Okt. 1785, hatte Müller gegenüber Füssli Zweifel darüber geäußert, ob er für sein schriftstellerisches Wirken in der Schweiz je die notwendige Unterstützung finde — die *negligentia reipublicae* sei zu gross (*Johann Müllers Brief an seinen ältesten Freund in der Schweiz*, hrsg. von J. H. FÜSSLI, S. 183).

<sup>13</sup> HANS KASPAR HIRZEL, *Die Wirtschaft des philosophischen Bauers*, 1761 u. 1774.

<sup>14</sup> Die Rede ist gedruckt in SW XII. S. 419—432.

künfte berechtigt ist. Es ist, nach dem Zeugnis bejahrter Männer, nie durch irgend eine Rede solch eine allgemeine Bewegung der Stadt entstanden. Mit nassen Augen vermochte ich kaum, sie zu vollenden; alle um mich waren derselben Empfindung voll; der Schleyer sey zerrissen; sie sahen die wirkliche Schwäche, die noch mögliche Herstellungskraft; meine Entfernung sey ein öffentliches Unglück. An demselben Abend baten viele junge Edlen weinend ihre Väter; sie haben es diesen Winter über gefühlt, ich mache sie zu andern Männern; wenn langsame Formen izt nicht erlauben, durch Errichtung einer Stelle mich aufzuhalten, so sollen die grossen Geschlechter, denen an Erhaltung des Staates vornehmlich liege, zusammen mir ein Jahrgeld sezen, auf dass ich ferners die Rechte und Kräfte der Schweiz untersuche und jeden Winter Vorlesungen darüber halte. Sie begehren dieses äusserst, nicht nur aus Liebe zu mir, sondern weil sonst niemand so nothwendig und kraftvoll wirken könne zu Wiederaufrufung des Nationalgeistes». Die Subskription kam zustande und garantierte Müller ein jährliches Gehalt von 150 Louisdor bis 1795.

Müller war vom Erfolg seiner Berner Lehrtätigkeit tief beeindruckt; er sah sich umworben und beschäftigte sich mit dem Gedanken, auf die Mainzer Stelle zu verzichten. Die erste Kontaktnahme mit Mainz zeigte ihm übrigens, dass auch die grössere Welt ihre Engen hatte. In seinem Briefe vom 11. Februar berichtete er Heyne, es sei ihm beim Amtsantritt in Mainz «ernstlich gesagt worden, ja keine indifferentschmachende Bücher zu rühmen oder zu kaufen; was dies bedeutet, konnte ich lernen aus dem, dass einem gewissen Herrn z. B. Montesquieu nicht so recht behagen wollte und eben derselbe sehr trocken und gebieterisch verdamnte, dass ich die Kazerie habe zu glauben, im ersten Jahrhundert nach Christo sey China schon ein mächtiges Reich gewesen». Müller stand unter dem Eindruck, im Vaterlande mehr Gutes wirken zu können. Er glaubte, der Enthusiasmus, den seine Lehrtätigkeit in Bern erregte, werde nicht wieder verfliegen; «das zu fürchten, verhindert mich Seine Kaiserliche Majestät, deren Grundsätze mein Empfehlungsdocument an die XIII Orte sind»<sup>15</sup>. Müller bittet Heyne, ihm die Unentschiedenheit nicht übel zu nehmen und ihm mit seinem Rate beizustehen. Wenn man in Bern so viel täte, dass die Pflicht zur Selbsterhaltung befriedigt wäre, «und ich zöge dem (seit anfang der ewigen Bünde

---

<sup>15</sup> Müller spielt hier an die Politik Kaiser Josephs II. an, die nach seiner Meinung für die Eidgenossenschaft bedrohlich war.

noch keinem geschehenen) grossen Beruf zur Bildung einer Nation einem andern vor . . . ; ich fühle, dass ich die Achtung für mich selber, dass ich den höchsten Reiz des Lebens einbüsste, mir melancholische Stunden und, wenn dies oder das unglücklich gieng, Verzweiflung mir bereitete».

Der Entscheid über die Wahl zwischen Bern und Mainz blieb Müller schliesslich erspart; er hatte die eigentlich selbstverständliche Forderung einer staatlichen Anstellung erhoben. Der bernische Grosse Rat lehnte ab, und damit war Müllers Berufung erledigt; die bürgerlichen Patrizier waren über den Geschichtsschreiber entrüstet, der die Namen ihrer Ahnen, die übrigens gar nicht in die Anfänge Berns zurückreichten, im ersten, soeben neu aufgelegten Bande seiner Schweizergeschichte nicht erwähnte<sup>16</sup>.

Heyne hatte nicht aufgehört, Müller zu bestürmen, sich für Mainz zu entscheiden. Er brachte zwar einiges Verständnis für die patriotischen Ueberlegungen auf, betonte aber wiederholt: «Sie sind nun in Deutschland, in dem Platz, den wir so sehr wünschten, für deutsche Geschichtschreibung und Literatur.» Müller werde die sichere Gelegenheit bekommen, «der Welt zu nützen als der allgemeine Lehrer Deutschlands, als Geschichtschreiber». Heyne tat alles, um Müllers Hoffnungen auf die zukünftigen Resultate seiner Berner Wirksamkeit als Illusionen abzutun. «In einem Zeitalter, wie das unsrige, in einem Freistaat, wie Bern ist, bei der Erziehung und Verdorbenheit der Jugend, glauben Sie noch, Helden und Patrioten zu bilden! . . . In der Idee ist Ihre Existenz freilich in Bern herrlich, aber Bern müsste in einer andern Welt liegen, wenn sich die Idee realisieren sollte; in unserer Welt kann nur die Phantasie so etwas erzeugen<sup>17</sup>.»

Mit dem Scheitern der Berner Pläne schwand auch jede Versuchung, die Mainzer Stelle wieder aufzugeben; Müller kam über die erlittene Enttäuschung um so leichter hinweg als ihn ja nur patriotische Ueberlegungen zum Verzicht auf das ersehnte Wirkungsfeld in Deutschland hätten bewegen können. Schaffhauser Stimmen wiederholten nachträglich die Befürchtung, Müller wäre in Bern als Geschichtsschreiber «verdächtig und abhängig» gewesen; es hätte genügt, ihn unglücklich zu machen, wenn ein einziger ihn das hätte fühlen lassen, schrieb er an Heyne.

---

<sup>16</sup> HAAG op. cit. S. 454 ff., HENKING II. S. 88 ff. und RICHARD FELLER, *Geschichte Berns* III. S. 653 f.

<sup>17</sup> MAURER-CONSTANT II. S. 27 ff.

Am 30. Juni 1786 erwähnte er in einem Briefe an Heyne zum erstenmal seine Arbeit am «Fürstenbund». Wenige Monate nach seiner Anstellung steckte Müller schon im Getriebe der deutschen Politik. Der Kurfürst von Mainz, Erzbischof Friedrich Karl Joseph, Freiherr von Erthal, hatte Müllers politische Ader entdeckt und ihm die publizistische Verteidigung des Fürstenbundes übertragen<sup>18</sup>. Heyne, der sich nur für Müllers literarische Tätigkeit interessierte, bemerkte nicht ohne Erstaunen: «Sie sind nun in einer Gattung von Geschäften, die von der Bibliothek sehr abwärts liegen; aber wie in aller Welt findet sich der Republikaner in die Finessen von ...!»<sup>19</sup> Für Müller bedeutete der Plan Kaiser Josephs II., Bayern mit Oesterreich zu vereinigen, eine Störung des Gleichgewichtes. Die Politik der deutschen Einzelstaaten, die sich im Fürstenbund zusammenschlossen, bezweckte die Aufrechterhaltung dieses Gleichgewichtes, d.h. der Freiheit. Das gemeinsame Vorgehen könnte, so meinte Müller, «zu ächtem Reichszusammenhange, alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiste» führen; «damit auch wir endlich sagen dürfen: wir sind eine Nation!»<sup>20</sup>.

In einem Briefe vom 20. Februar 1787 suchte Müller seinen ganz unpolitischen Freund Heyne über seine neue Tätigkeit aufzuklären: «Was das Rücksehen betrifft, so ist meines Lebens feste Maxime, am liebsten da zu seyn, wo ich am interessantesten wirken kan. Was zur Bildung eines freyen Volks dient, verdient ohne Zweifel den Vorzug vor dem rangiren einiger Klosterbibliotheken!» Der Idee einer deutschen Staatsnation, die in jenen Worten vom «echten Reichszusammenhang» durchschimmert, war bei Müller keine Zukunft beschieden. Um so einiger waren die beiden Freunde in der Verteidigung der deutschen Sprachnation, nachdem Müller seit 1808 im Königreich Westphalen als Generaldirektor des öffentlichen Unterrichts Seite an Seite mit Heyne wirken konnte. Zwei Jahrzehnte waren vergangen, seit sich Heyne für Müllers Uebersiedlung nach Deutschland eingesetzt hatte; derselbe Müller wirkte jetzt als Verteidiger von Heynes Universität Göttingen.

Müller gab seinem Bekenntnis zur deutschen Sprachnation am 23. April 1808 in einem Briefe an Prof. Michaelis in Heidelberg unmissverständlich Ausdruck: «Höchst wichtig ist, zusammen zu arbei-

---

<sup>18</sup> Vgl. meine Einleitung zu Müllers Schriften über den Fürstenbund (*Johannes von Müller, Kleine Schriften* S. 113 ff.).

<sup>19</sup> MAURER-CONSTANT II. S. 35.

<sup>20</sup> SW IX. S. 331.

ten, um diess einige Band, wodurch von Bern bis Reval und von den vogesischen Bergen bis mitten in Siebenbürgen noch eine Nation ist, recht fest zu knüpfen, und der Sprache alle ordentliche Vorzüge zu geben<sup>21</sup>.» Diesen Vorkämpfer der deutschen Sprachnation, seinen 1809 verstorbenen Freund, feierte Heyne in einer Gedenkrede als «feurigen Verteidiger des deutschen Namens» — *Germanici nominis vindex accerimus*.

---

<sup>21</sup> SW XVIII. S. 84. — Müllers Wirken in Deutschland prägte sich den Zeitgenossen so tief ein, dass seine schweizerische Herkunft bei vielen in Vergessenheit geriet; vgl. die Belege bei HANS FLEIG, *Die Schweiz im Schrifttum der deutschen Befreiungszeit 1813–1817* (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Bd. 9) S. 36 ff.